

Harald Tausch

Zwischen den Kriegen, zwischen den Zeilen

Leben und Werk von Felix Hartlaub (1913–1945)



Schriftenreihe
der Historischen Kommission bei der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Band 118

Harald Tausch: Zwischen den Kriegen, zwischen den Zeilen

Harald Tausch

Zwischen den Kriegen, zwischen den Zeilen

Leben und Werk von Felix Hartlaub (1913–1945)

Vandenhoeck & Ruprecht

Die Schriftenreihe wird herausgegeben
vom Sekretär der Historischen Kommission:
Bernhard Löffler

Gedruckt mit Unterstützung der Franz Schnabel Stiftung

ISSN 0568-4323
ISSN 2197-4721 (digital)
ISBN 978-3-525-37111-4
ISBN 978-3-647-37111-5 (PDF)
ISBN 978-3-666-37111-0 (eLibrary)
DOI: <https://doi.org/10.13109/9783666371110>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2026 Brill Deutschland GmbH, Robert-Bosch-Breite 10, 37079 Göttingen, Deutschland

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig. Text- und
Datamining zu kommerziellen Zwecken bedarf der Genehmigung des Verlags.

Vandenhoeck & Ruprecht und Brill Deutschland GmbH sind Teil von De Gruyter Brill.
www.degruyterbrill.com

Fragen zur allgemeinen Produktsicherheit: productsafety@degruyterbrill.com

Einbandabbildung: Felix Hartlaub (um 1936). Deutsches Literaturarchiv Marbach,
Bilder und Objekte

Einbandgestaltung: SchwabScantechnik, Göttingen
Satz: textformart, Daniela Weiland, Göttingen
Druck: CPI books GmbH, Leck

Inhalt

Vorwort	9
1. Umriss einer Herkunft, äußere Wendepunkte einer Kindheit und Jugend	11
2. Mannheimer Kindheiten in der Weimarer Republik	23
2.1 Erziehungsmaximen und Einschulungen	23
2.2 Szenen einer Familie	28
2.3 Im Mannheimer Gymnasium	36
2.4 Der Gedanke eines Schulwechsels – Die Odenwaldschule	50
3. An der ›OSO‹ – die Odenwaldschule in Oberhambach	53
3.1 Die Sonderstellung der ›OSO‹ im Rahmen der Pädagogik der Weimarer Republik	53
3.2 Ebbe, Dodo, Kathinka – die Kameradinnen an der ›OSO‹	56
3.3 Felix Hartlaub als Hauspoet der ›OSO‹	61
3.4 Hartlaub findet in der ›OSO‹ eine intellektuell anregende Heimat und reflektiert die Schule literarisch verfremdet in seinem Märchen »Mahad«	73
4. Tod der Mutter – Trauerarbeit und Rückkehr in die Normalität – Erste überregionale Publikationen Hartlaubs.	87
4.1 Bei Maurice Halbwachs in Straßburg – Tod Félicie Hartlaubs ...	87
4.2 Umzug in den Lindenhof, Italienwanderung und Abschied von der Odenwaldschule	102
4.3 Kathinka wird im Lindenhof als Freundin vorgestellt. Trennung von der »ersten Liebe«	114
4.4 Studienbeginn an der Sorbonne oder an der Handels-Hochschule Mannheim?	120
4.5 Die Katastrophe bricht über die Familie und über die ›OSO‹ herein: Übernahme der Regierungsgewalt durch die Nationalsozialisten, Gustav Hartlaubs Entlassung	124
5. Im Führerstaat. Hartlaubs Auslandsjahr in Italien	134
5.1 Politische Hintergründe des Italienaufenthalts	134

5.2	Hartlaub studiert in Neapel und Perugia, findet Freunde im George-Kreis und verliebt sich in Renate	138
5.3	Hartlaub setzt sein Studium in Heidelberg fort und tritt in die SA ein	162
5.4	Was studiert man zwei Semester lang an der braunen Universität Heidelberg?	182
5.5	Flucht in die Schweiz: Nagelshausen und seine Bewohner	192
5.6	Begegnung mit Marie Luise Kaschnitz und dem Magischen Realismus in Nagelshausen	200
6.	Hitlers Berlin 1934 bis 1939: Studium, Promotion und wissenschaftliche Kleinarbeiten	212
6.1	Wahrnehmungen der Hauptstadt unter Hitlers Diktatur	212
6.2	Erste Studienzeit an der Berliner Universität – Hartlaubs ›Wunsch-Lehrer‹	224
6.3	Walter Elze und die dritte Generation des George-Kreises im ›Dritten Reich‹	241
6.4	Hartlaubs Dissertation und ihr Widerwille gegen die ideologischen Vorgaben seiner Lehrer	258
6.5	›von unten gesehen‹: Sieger, Verlierer und der karikaturistische Blick	268
6.6	Bewegte Tage auf dem Weg zum Rigorosum	272
6.7	Kleinere wissenschaftliche Tätigkeiten – Gemeinschaftsarbeiten mit G.F. Hartlaub	275
7.	Familie und Freunde – Die jüdische Geliebte – Kino, Lektüren, Kunstaussstellungen	281
7.1	Familie und Freunde unter der nationalsozialistischen Diktatur – der ›Fall‹ des Musikers Paul Eisenhauer	281
7.2	An der Zensur vorbei: die Familienbriefe der Hartlaubs	288
7.4	Familie Gysi in Berlin als Freundeskreis	293
7.5	Erna	302
7.6	Der vertraute Freund bleibt im Exil – Der Schriftsteller Rudolf Kieve	308
7.7	Nischen am Rande des nationalsozialistischen Berlin	313
7.8	Das Kino als Nische für Felix Hartlaub und Erna Gysi	314
7.9	Gemeinsame Lektüren mit der Geliebten als Antidot zum Lese-Kanon der Nazis	321
7.10	Abschied von den Eltern?	325

7.11	Die jüdische Geliebte geht ins Exil	329
7.12	Was bot Italien, was Frankreich einer ins Exil gehenden Jüdin für Perspektiven?	332
7.13	Die Ausstellung »Entartete Kunst« kommt nach Berlin	337
7.14	Felix und die Gysis zwischen Winter 1938/39 und Sommer 1940	345
7.15	Der Erstkontakt zur Roten Kapelle in der Villa Lessing am Schlachtensee	355
8.	Der Zweite Weltkrieg	360
8.1	Zwischen Bibliothek und Kaserne	360
8.2	Der letzte gemeinsame Familienurlaub in Freudenstadt	370
8.3	Persönliche Konsequenzen des Weltkrieges für Felix und seine Geschwister	377
8.4	Erste Einsätze am Sperrballon – Wilhelmshaven und anderswo – im Militärlazarett	380
8.5	Anlaufstellen in Heidelberg: Das neue Haus der Eltern und der Marianne-Weber-Kreis	394
8.6	Die Versetzung nach Paris	401
9.	Paris und Rumänien	410
9.1	Paris in der Zeit der Kollaboration	410
9.2	Felix Hartlaub als Mitglied der Archivkommission des Auswärtigen Amtes in Paris	418
9.3	Literarische Aufzeichnungen aus Paris	434
9.4	Ende des Aufenthaltes in Paris – Ende der Kollaboration	442
9.5	Hartlaub wird – wie Michael Hartlaub – in Rumänien eingesetzt	446
10.	Als Kriegstagebuchführer in Berlin und im Führerhauptquartier	459
10.1	Persönliche Perspektiven »nach Paris«	459
10.2	Konkurrierende Unternehmungen der Kriegsgeschichte unter Ministerialrat Helmuth Greiner und unter General Walter Scherff	461
10.3	Die Kriegsgeschichtliche Abteilung des OKW unter Scherffs Leitung als Arbeitsort Hartlaubs in Berlin	467
10.4	Was hat Felix Hartlaub in Berlin erarbeitet? Die Brisanz der Informationen	471

10.5	Hartlaubs Netzwerke in und um Berlin – Kontakte zum Widerstand	475
10.6	Hinweise auf die »Rote Kapelle« in Hartlaubs Briefen	487
10.7	Der Wechsel ins Führerhauptquartier »Wolfsschanze«	493
10.8	Das Führerhauptquartier wird in die Ukraine verlegt: Winniza	501
10.9	Eine literarische Aufzeichnung Hartlaubs aus Winniza: »Werwolf«	507
10.10	Der zeithistorische Kontext von Hartlaubs »W[erwolf]«- Fragmenten: Die Juden im Reichskommissariat Ukraine	510
10.11	Was sandte Hartlaub der »Roten Kapelle« aus dem Führerhauptquartier?	515
10.12	Die »Rote Kapelle« fliegt auf	522
10.13	Die ungewisse Zeit nach den Verhaftungen – Melita Laenebach tritt in sein Leben	527
11.	Im Vorfeld, im Umkreis und nach dem 20. Juli 1944	533
11.1	Eine Ausarbeitung Hartlaubs, deren Erkenntnisse denen der Attentäter des 20. Juli ähneln	533
11.2	Felix Hartlaub reflektiert den 20. Juli 1944 und seine Folgen im Medium der Literatur	540
11.3	Strub, Dahlem, Ziegenberg und Zossen: »Der Zug in den Abgrund«	549
12.	Das Ende	562
12.1	... etwas besseres als den Tod ... Hartlaubs »Verschwinden«	562
12.2	Eine hypothetische Rekonstruktion des letzten Tages	564
12.3	Das Ende – eine realistischere Alternative	576
13.	Abkürzungs- und Siglenverzeichnis	579
14.	Literaturverzeichnis	580
14.1	Nachlass	580
14.2	Weitere Archivbestände	580
14.3	Zitierte Veröffentlichungen von Felix Hartlaub	582
14.4	Andere Literatur	583
	Personenregister	610

Vorwort

Felix Hartlaub war nicht nur einer der bedeutendsten Schriftsteller seiner Generation, bei der es sich um die sogenannte ›verlorene Generation‹ zwischen zwei Weltkriegen handelt, sondern er war der einzige, der im Verlauf des ›Dritten Reiches‹ in dessen militärisches Befehlszentrum – das Führerhauptquartier – gelangte, obwohl er gleichzeitig Kontakte zum Widerstand hatte. Diese Kontakte verliefen über eine Villa am Berliner Stadtrand zum polyzentrischen Widerstandskreis der ›Roten Kapelle‹, wie in unserer biographischen Darstellung erstmals auf der Basis des vollständigen Briefkorpus von Felix Hartlaub nachgewiesen werden kann. Die Frage, wie es möglich war, dass ein bürgerlicher Intellektueller aus einer kunstaffinen Gelehrtenfamilie sowohl dem Zentrum der nationalsozialistischen Macht, als auch einem der Tendenz nach eher ›linken‹ Widerstandskreis nahestand und diesen mit Informationen aus dem Führerhauptquartier versorgte, ist der Grund, warum das vorliegende Buch zwar auch, doch nicht nur eine intellektuelle Biographie sein will. Um den Werdegang des ›Schriftstellers ohne Werk‹ Felix Hartlaub zu verstehen, bedarf es einer Form der Biographie, die erstmals sämtliche überlieferte Briefe und Tagebücher auswertet. Die spezifischen Zeitumstände des ›Dritten Reiches‹, die nicht nur die Entscheidungsspielräume Hartlaubs beschnitten, sondern ihn auch an die Seite des Widerstandes brachten, erfordern jedoch einen stärkeren Einbezug von zeitabhängigen Faktoren, wie insbesondere der politischen Geschichte im Allgemeinen, der Außen- und Innenpolitik in den vom Zweiten Weltkrieg versehrten Ländern, doch auch in scheinbar so unveränderlichen Strukturen, wie der Familie – die sich, wie zu zeigen ist, unter dem Druck der Verhältnisse nach 1933 gleichfalls massiv wandelte, indem sie sich z. B. vertrauenswürdigen Personen, darunter jüdischen Glaubens, öffnete, ihr aufrechterhaltenes dichtes Kommunikationsnetz in Briefen jedoch verdeckte. Darüber hinaus gibt es dunkle Flecken im Leben dieses außergewöhnlichen Schriftstellers und Intellektuellen, die nicht, wie in der bisherigen Biographik meist, mit Schweigen oder zu kurzen Angaben übergangen werden dürfen: so z. B. sein vermutlicher Tod in den letzten Tagen des ›Dritten Reiches‹. Die vorliegende Biographie markiert daher jederzeit, wo die Nachzeichnung des historisch Nachweislichen aufgegeben wird und wo die *historia eventualis* – die indiziengestützte hypothetische Rekonstruktion – beginnt. Auf sie zu verzichten, geht jedoch angesichts der Bedeutung Hartlaubs und des Respekts, den er unstrittig sowohl von der Geschichtswissenschaft als Mitarbeiter des Kriegstagebuches des Oberkommandos der Wehrmacht, als auch von der Germanistik als die vielleicht vielversprechendste schriftstellerische Begabung unter den Toten des ›Dritten Reiches‹ verdient, nicht länger an.

Das vorliegende Buch wurde durch ein Forschungsstipendium der Gerda-Henkel-Stiftung gefördert, der hiermit ein herzlicher Dank ausgesprochen sei. In

einer früheren Phase unterstützte die Deutsche Forschungsgemeinschaft umfassende Quellenstudien im Rahmen eines vom Verfasser geleiteten DFG-Projekts »Die Hartlaubs. Zeitwahrnehmung und Ästhetik im frühen 20. Jahrhundert«, in den Jahren 2014 bis 2017. Mit Rat und Tat standen mir seither insbesondere Melanie Hartlaub, die Nichte Felix Hartlaubs, sowie Prof. Dr. Dr. h. c. Martina Hartmann und Prof. Dr. Wolfram Pyta zur Seite. Martina Hartmann danke ich auf das Herzlichste für die ebenso kritische, wie produktive, weil mitüberlegende Durchsicht des Typoskripts in einer schwierigen Arbeitsphase. Beiden, Frau Hartmann und Herrn Pyta danke ich zudem für die tatkräftige Unterstützung und seitherige Leitung eines Projektes zur digitalen Edition sämtlicher Briefe Hartlaubs, das seit April 2025 von der Fritz Thyssen Stiftung gefördert wird und institutionell an die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften angebunden ist. Weiterhin ist Dr. Nikola Herweg (Deutsches Literaturarchiv in Marbach) zu danken, mit der mich vier Editionen zum Thema verbinden, sowie Hanna Baumgärtner, Claudia Gratz, Enke Huhsmann, Dr. Sabine Fischer und Petra Weiß im DLA Marbach für vielfältige Hilfe. Dank gebührt Herrn Dr. Karl-Ulrich Gelberg (Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften), sowie Andreas Öffner, M. A. (MGH München), dessen Projekt einer Edition der Briefe von Ernst Kantorowicz fachliche Brücken für mich baute. Weiterführende Hinweise und aufschlussreiche Gespräche verdanke ich Ruth Dörschel, Gabriele Gysi, Dr. Dominik Freiherr von König, Dr. Marco Freiherr von Münchhausen, Dr. Alexander Priebe, Katharina von Trott zu Solz, Prof. Dr. Wolfgang Graf Vitzthum sowie Prof. Dr. Hendrik Ziegler. Den größten Dank schulde ich aber meiner Familie, die dieses Arbeitsvorhaben über nicht immer einfache Zeiten ertrug. Ich möchte dieses Buch daher meinen Söhnen Benjamin und Jonathan Tausch widmen.

1. Umriss einer Herkunft, äußere Wendepunkte einer Kindheit und Jugend

Felix Hartlaub ist am 17. Juni 1913 in Bremen geboren. Auch seine beiden Eltern, der im Jahr 1884 geborene Gustav Friedrich Hartlaub und die um zwei Jahre ältere Félicie Mathilde Meyer, die am 19. April 1912 geheiratet haben, waren gebürtige Bremer und verdankten dieser Stadt auf unterschiedliche Weise viel.

Sein Vater, Gustav Hartlaub gerufen und als Autor »G. F. Hartlaub« zeichnend, entstammte einer protestantischen, ursprünglich aus Franken zugewanderten Gelehrten- und Ärztesfamilie, die dem exklusiven Großbürgertum Bremens zwar schon seit dem frühen 19. Jahrhundert angehörte, doch nicht im selben Maß begütert war wie diejenige von Félicie Meyer, deren Vorfahren es nach 1825 in Mexiko zu Geld und Ansehen gebracht hatten. Felix' Vater hatte noch dazu einen auch in seiner Familie neuen Ausbildungsweg gewählt: Er hatte nicht etwa Recht oder Medizin, sondern Kunstgeschichte, Archäologie und Philosophie studiert und sich somit für Künste entschieden, die von den Reedern und Großkaufleuten Bremens traditionell als brotlos angesehen wurden und tatsächlich erst seit kürzerer Zeit eine bürgerliche Karriere als Gelehrter oder Museumsleiter eröffneten. Die Studienorte und Lehrer sprechen jedoch für den Ehrgeiz, mit dem der junge Mann sich der Kunst zuwandte: Er studierte ab 1904 in Freiburg, Berlin, München, Wien und Göttingen bei mehr oder weniger allen damals wichtigen Kunsthistorikern und ließ sich am Ende von Robert Vischer sowie in den Nebenfächern von Gustav Körte und Edmund Husserl prüfen, um für eine bald auch gedruckte Arbeit über die altsienesische Malerei den Dokortitel führen zu dürfen. Ohne Zeitverzug wurde der frischgebackene Doktor der Kunstgeschichte im Jahr 1911 – kurz bevor in Bremen jener Streit um Vincent van Goghs Gemälde »Das Mohnfeld« ausbrach, der die Befürworter und die Gegner der modernen Kunst in einen ersten Grundsatzstreit verwickelte – Gustav Paulis Assistent an der Bremer Kunsthalle und wurde für das Grafikkabinett zuständig. In dieser Zeit heiratete er, wie gesagt, im Frühling 1912 die aus guter Familie stammende Félicie Meyer, die ein halbes Jahr später schwanger wurde. Das junge Paar entschloss sich, den Erstgeborenen auf die Namen Gustav Adolph Felix zu taufen – und ihn zunächst einmal »Lixchen« zu nennen, wie das der Kleine, als er sprechen lernte, selbst tat.

Félicie Meyer hatte es länger, als es in Bremen üblich war, vorgezogen, unverheiratet zu bleiben, zu reisen und selbstbestimmt zu leben. Sie heiratete daher erst im Alter von dreißig Jahren, nachdem sie unter anderem an der angesehenen Weinbauakademie in Geisenheim am Rhein eine wissenschaftliche Gärtnerinnenausbildung absolviert und in diesem für Frauen des Bürgertums sich öffnenden Berufsfeld sogar praktiziert, sich also ein eigenes Einkommen verschafft

hatte. Doch entschied sie sich nicht aus Leidenschaft, sondern aus Vernunftgründen, mit dem etwas jüngeren Gustav Hartlaub die Ehe einzugehen. Denn ihre erste Liebe, eine längere Liaison mit Ludwig Binswanger (1881–1966) – dem bekannten Psychologen und Direktor des Sanatoriums Bellevue am Bodensee – war zu ihrem Schmerz im Winter 1902 auf 1903 von dessen Seite aus beendet worden, und auch eine kurze Liebelei mit dem sich in höchsten Gesellschaftskreisen bewegendem Porträtmaler Leo von König (1871–1944) im Sommer 1904 blieb unverbindlich. Der im Vergleich zu ihr zwei Jahre jüngere Gustav Hartlaub hingegen, der Félicie bereits im Februar 1902 als Akteurin in einem von Rainer Maria Rilke geleiteten Festspiel zur Eröffnung der Kunsthalle seiner Vaterstadt gesehen hatte, teilte manche ihrer persönlichen Interessen. Die leidenschaftliche Leserin Félicie, deren literarischer Geschmack sich sowohl an realistisch-naturalistischen als auch an symbolistisch-ästhetizistischen Schriftstellern gebildet hatte, schrieb nämlich selbst und fühlte sich der Förderung junger Kunst und Literatur verpflichtet, die ihr vor allem dank ihrer Bekanntschaft mit Otto Modersohn und anderen Künstlern aus der Künstlerkolonie Worpswede bei Bremen vor Augen stand. Wiewohl dem traditionell konservativen Bürgertum Bremens entstammend, suchten also beide Eheleute ein modernes Leben im Rahmen des bildungsbürgerlichen Zugehens auf die zuvor eher von Künstlern vorgelebten Ideale und Reformvorstellungen, die das späte Kaiserreich aus heutiger Sicht als eine Zeit extremer Bewegung und Widersprüchlichkeit kennzeichnen.

Für den kleinen Felix blieb aus der früheren Liaison seiner bei seiner Geburt bereits 31 Jahre alten Mutter mit Ludwig Binswanger nicht nur die Bekanntschaft mit ›Onkel Joy‹ (so wurde Binswanger in der Familie Hartlaub bis in die 1930er Jahre genannt), sondern auch die Schweizer Seite des Bodensees als eine Urlaubsgegend übrig, die er ebenso regelmäßig wie gerne aufsuchte: Auch Félicies Bruder Adolf – für Felix stets ›Onkel Ado‹ –, der schon vor langem in die steinreiche Bremer Familie Wolde eingeheiratet hatte und sich seither mit Nachnamen Meyer-Wolde nannte, hatte dort nämlich ein fast landschlossartiges Gut namens Nagelshausen erworben, auf das wir nicht nur deswegen mehrfach zu sprechen kommen werden, weil es in Laufweite von Binswangers damals schon berühmter Nervenheilanstalt Bellevue gelegen war (vgl. Abb. 1): Nagelshausen war Felix' ›Mutterlandschaft‹, in die er sich 1934, als seine Mutter bereits seit vier Jahren verstorben war, in einer Krise auch deswegen flüchtete, da der Garten um das schlosschenartige Haus mit seinen weitläufigen Apfelbeständen von Félicie angelegt worden war. Das ›Vaterland‹ hingegen – Bremen war bis 1918 tatsächlich ein souveränes Land, bzw. einer der selbstständigen Bundesstaaten im Kaiserreich – lernte Felix zunächst gar nicht richtig kennen, denn noch im Jahr seiner Geburt trat sein Vater eine nunmehr dotierte Stelle in Mannheim an. Daher gab die Familie ihr idyllisch-vorstädtisches Haus im Bremer Stadtteil Schwachhausen auf, wo Felix die allerersten Eindrücke seines Lebens empfangen hatte, und zog 1913 in die oberste Etage eines fünfstöckigen und recht massig wirkenden Baus in unmittelbarer Nähe der Städtischen Kunsthalle in der Richard-Wagner-Straße Mannheims mit der damaligen Hausnummer 12 – durchaus zur Befriedigung

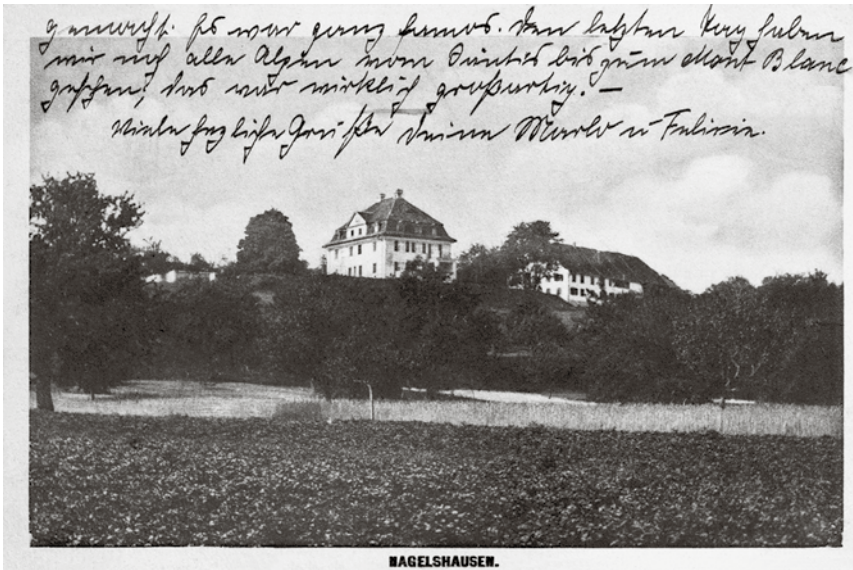


Abb. 1: Nagelshausen bei Tägerwilten (CH), Bodensee. Diese Postkarte sandte Félicie Hartlaub am 25. Juni 1912, kurz nach der Hochzeit mit Gustav, ihrer Freundin Luise Becker nach Bremen. Die Obstgärten waren ihr Werk. (Privatbesitz Harald Tausch)

des sehr ehrgeizigen jungen Gustav, der nur fünf Minuten bis zu seinem neuen Arbeitsplatz zu gehen hatte, jedoch zum Leid der naturliebenden und reiselustigen Félicie, die aus dem Fenster lediglich eine extrem enge Wohnstraße sowie die Blockbebauung gegenüber sah und sich nun ihrem Erstgeborenen widmen und Mutterpflichten versehen musste.

Felix Hartlaub wuchs somit in seinen ersten Lebensjahren in einer zwar großbürgerlichen, doch lediglich angemieteten und nicht gerade im Grünen gelegenen Fünf-Zimmer-Dienst-Wohnung der Hafen-, Banken- und Industriestadt Mannheim auf, deren Wachstum im späten Kaiserreich dasjenige Bremens in den Schatten stellte, und er tat dies bis zu seinem fünften Lebensjahr unter dem Eindruck des im August 1914 ausbrechenden Ersten Weltkrieges, der im grenznah zu Frankreich gelegenen Mannheim besonders spürbar auch für die Zivilbevölkerung war. Denn im Verlauf schon dieses ersten der beiden Weltkriege, die Felix' kurzes Leben umfassten, kam es mehrfach zu französischen Fliegerangriffen und Bombardements auf die durch die Rheinbrücke miteinander verbundenen Städte Ludwigshafen und Mannheim; gegen Kriegsende, als Felix fünf Jahre alt wurde, starben auch viele Zivilisten während der Bombardements. Obwohl die Hartlaubs davor verschont blieben, dass der Familienvater zum Militär eingezogen und, wie einer seiner Kollegen an der Kunsthalle, an der Front in einem anonymen Soldatengrab verscharrt worden wäre, hatte die Familie im Weltkrieg wie alle Mannheimer unter Teuerungen, Lebensmittel-

knappheit und Krankheiten zu leiden. Felix Geschwister Geno und Michael, die 1915 und 1918 gleichfalls noch während des Krieges geboren wurden, erlebten die Kriegswirklichkeit schon nicht mehr so unmittelbar mit, wie der frühreife Felix, der ein so aufgeweckter und begabter Junge war, dass er in einer seiner ersten Kinderzeichnungen eine brennende Fabrik in Ludwigshafen zeichnete. Félicie sorgte sich um ihren öfters kränkelnden und sogar Anzeichen von Mangelerkrankung zeigenden Ältesten aus diesen Gründen weitaus mehr als um die beiden jüngeren Kinder: Sie schickte ihn, wann immer es ging, in das idyllisch abgelegene Nagelshausen am Bodensee zu ihrem reichen Bruder oder zu ihrer besten Freundin Marie Rassow, die von Bremen ins bayerische Alpenvorland nach Tölz gezogen war, wo der kleine Felix sich wohl fühlte und sich sehr früh eine gewisse Selbstständigkeit gegenüber seinen Eltern zulegte, und zwar schon auf den Zugfahrten, die er bald ganz alleine absolvierte. Auch sie selbst zog sich mehrfach, unter Überlastung klagend, entweder nach Nagelshausen oder auf das Sanatoriumsgelände des Bellevue zurück, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft ihre Schwester Marie Luise – »Mia« – lebte, die vor langem den Vater Ludwig Binswangers geheiratet und eines schönen Tages die Bekanntschaft zwischen Félicie und dem jungen Ludwig Binswanger gestiftet hatte. Félicie zog sich im Ersten Weltkrieg jedoch nicht deswegen zurück, weil sie nervenkrank gewesen wäre, sondern, weil sie zuvor als »weißer Engel« in der exklusiven Klinik Hohemark im Taunus bei Frankfurt gelernt hatte, wie man mit Nervenkranken umgeht und sie durch naturnahe körperliche Tätigkeiten auf den Weg der Gesundung bringen kann. Sie war nicht nur wissenschaftlich ausgebildete Gärtnerin, sondern auch als Arbeitstherapeutin tätig. Was allerdings nicht verhinderte, dass das Kriegsende auch ihr Nervenkostüm stark in Mitleidenschaft zog, zumal sie unter den katastrophalen Bedingungen des letzten Kriegsjahres ein drittes Kind, Michael, zur Welt brachte.

Das Bild, das der noch nicht zur Schule gehende und auch nicht in einen Kindergarten aufgenommene Felix sich von seinem Vater machte, war sicherlich dasjenige eines vielbeschäftigten, auch wichtigen, doch nicht ganz mit seiner Stellung zufriedenen Mannes. Der Beruf band Gustav Hartlaub an die Städtische Kunsthalle Mannheim, auf die sich dank der sogenannten »Mannheimer Bewegung« die Blicke sogar aus Berlin richteten, wo kunstinteressierte progressive Kreise einen harten Konfrontationskurs zu Kaiser Wilhelms II. notorisch reaktionärer Kunstpolitik eingeschlagen hatten. Ausstellungen zu kuratieren und auf diese aufsehererregende Weise initiativ zu werden, blieb dem überaus ehrgeizigen jungen Kunsthistoriker jedoch noch lange verwehrt – letztlich bis 1923, als er selbst Direktor der Kunsthalle wurde. Sein Vorgesetzter, der sich sehr für das Kunstleben Mannheims einsetzende, jedoch ungemein auf seinen Ruf bedachte und dabei fast krankhaft misstrauische Fritz Wichert, hatte ihn 1913 in Bremen von Gustav Pauli abgeworben (wo Hartlaub eine unbezahlte Assistentenstelle für die Betreuung der Zeichnungs- und Grafiksammlung der dortigen Kunsthalle gehabt hatte), weil er einen neuen »Sprecher« bzw. eigentlich Hauptreferenten für den von ihm gegründeten »Freien Bund zur Einbürgerung der

bildenden Kunst in Mannheim« brauchte. Gustav Hartlaub war am Vorabend des Ersten Weltkrieges professioneller Vortragsredner über Kunst, und sein bisweilen mehr als 500-köpfiges, allwöchentliches Publikum stellte eine Mischung aus Bürgertum und Arbeiterschaft in der boomenden Industrie- und Hafenstadt zwischen Rhein und Neckar dar, in der die Sozialdemokratie noch mehr Zulauf hatte als andernorts. Diese Vorträge in den Mannheimer Rosensälen – gegenüber der Kunsthalle – zu halten, entführte ihn jedoch oft, und am Abend oft auch mit Gattin, dem Kreis seiner größer werdenden Familie. Um die Kinder kümmerte sich dann meist das Kindermädchen, wie das damals üblich war. Eingeschult wurde Felix ohnehin erst nach Kriegsende, und dies mit kleiner Verspätung, da Félicie den Jungen nicht sofort in die von Krawallen politischer Art erfasste Stadt lassen wollte, in der die Arbeiter- und Soldatenräte ihre anfängliche Aufgabe, das aus Frankreich zurückflutende Heer in eine neue Form der Zivilgesellschaft aufzunehmen, zwar vergleichsweise selbstständig und effektiv lösten, Radikalisierungen und Gewaltakte jedoch weniger als andernorts verhindern konnten. Diese Besorgtheit um die Sicherheit ihrer Kinder, die fast ein wenig zu ängstlich ausfiel, scheint bei Felix eine besonders enge Mutterbindung mitbedingt zu haben, denn die Einfühlung in das, was ›Fee‹ gut tat oder nicht, sorgte bei dem kleinen Sohn dafür, dass dieser von früh an aus Empathie auf allzu starke Äußerungen seines eigenen Willens verzichtete und sich so verhielt, wie er meinte, dass er es tun müsse, um sie nicht zu belasten.

Im Krieg hatte die Kunsthalle ihren Betrieb weitgehend aufrechterhalten können, wenn auch mit neuen Akzentsetzungen und in kleinerem Format gegenüber jenen Vortragsfolgen, für die vor dem Krieg sogar die Gewerkschaften des bedeutenden Industriestandorts Mannheim – des damals führenden Automobilherstellers im Deutschen Reich – die Werbetrommel gerührt hatten. Gustav hatte mit einer Ausstellung über Kriegsgräber und Denkmale, die er zusammen mit seinem Kollegen Willy Storck durchführte, überregional großen Erfolg (die Schau wanderte während des Ersten Weltkrieges durch viele deutsche Städte und fand Beachtung auch bei den obersten militärischen Stellen des Kaiserreichs). In Stellvertretung für seinen abwesenden Chef konnte Hartlaub sogar den Ankauf des einen oder anderen modernen Gemäldes vorschlagen und durchsetzen. In dieser Zeit waren Erich Heckel, Max Beckmann und Christian Rohlf's Favoriten nicht nur Gustavs, sondern auch Félicie Hartlaubs, die in Mannheim eine Ortsgruppe einer von Ida Dehmel ins Leben gerufenen Stiftung leitete. Und auch eine Vortragsreise über junge Kunst, die Gustav 1917 nach Schweden führte, erwies sich als Erfolg, da man die expressionistische Malerei, über die Gustav sogar in mehreren Städten Schwedens sprach, in Skandinavien noch gar nicht wahrgenommen hatte, da sie als eine deutsche Sonderentwicklung der jüngeren Vergangenheit seit 1910, also als eine nationale Angelegenheit galt. Allerdings war der Hintergrund dieser Reise eigentlich ein propagandistischer, da die zuständigen Stellen in Berlin hofften, auf diese Weise mit ›starker‹ Kunst Sympathien für das noch immer kriegführende Deutsche Reich im neutralen Skandinavien einwerben zu können (wie es, auf seine Weise, Fritz Wichert länger in den Niederlanden

versuchte, weswegen Gustav Hartlaub längere Zeit diesen seinen unbequemen Vorgesetzten los war und diesen Freiraum – sehr zum Ärger Wicherts – produktiv nutzen konnte). Gustav stand seit dieser Vortragsreise mit Kasimir Edschmid in Verbindung, der in Schweden über den Expressionismus in der Literatur vortrug, hatte Fühlung zu höchsten Stellen in Berlin und indirekt auch mit Harry Graf Kessler aufgenommen, der die Kulturpropaganda im Hintergrund von der Schweiz aus unterstützte; Wilhelm von Bode freilich, der reaktionäre und sehr mächtige Kunstpapst Berlins, denunzierte Gustav Hartlaub als eine Art Agenten des jüdischen Berliner Kunsthändlers und Verlegers Paul Cassirer. Wäre das Kaiserreich nicht just in diesen Tagen im Herbst 1918 zu Ende gegangen, hätte es auch mit Gustavs Karriere ein vorzeitiges Ende nehmen können. Zu diesem Zeitpunkt, als die erste Demokratie auf deutschem Boden ausgerufen wurde, war Felix bereits fünf Jahre alt und hatte somit ein Alter erreicht, aus dem meist die allerersten Kindheitserinnerungen stammen. Ob er von seinem Vater wohl Geschichten über den Krieg, über die Rolle der Kultur im Krieg, über die wichtigen Ministerien in Berlin oder sogar die Oberste Heeresleitung zu hören bekam? Wenn, dann hat er sich hiervon sicherlich ein wenig eigenwillige Begriffe gemacht – doch, dass es diese Dinge gab und dass sie seinem Vater vertraut waren, das könnte er so früh schon begriffen haben.

Kunst, Literatur und Politik schwappten aus dem Kunsthallenbetrieb jederzeit auch in die Familienwohnung über: Als Lion Feuchtwanger in Mannheim eine Theaterpremiere feierte, war er in dieser Wohnung der Hartlaubs zu Gast und lernte dort die entsprechende Mannheimer Szene kennen. Auch Gustav selbst konnte im Nationaltheater ein Theaterstück unterbringen, das er schon in Bremen geschrieben und in der von ihm mitherausgegebenen Zeitschrift »Die Guldenkammer« veröffentlicht hatte: »Maria«, ein sich eng an Hugo von Hofmannsthal anlehnendes fin-de-siècle-Stück, das in der Presse sogar mehr Aufmerksamkeit fand als ein am selben Abend gezeigtes Stück von Paul Zifferer, dem Freund Hofmannsthals. Félicie ihrerseits veröffentlichte in derselben Zeitschrift, in der zuvor zum Beispiel auch die Tagebücher der verstorbenen Paula Modersohn-Becker aus dem Félicie wohlvertrauten Worpswede veröffentlicht worden waren, ihre einzige publizierte Novelle »Die Schwester«. Felix und seine Geschwister, unter denen ja auch die 1915 geborene Geno eine Schriftstellerin werden würde, wuchsen also in einem anregenden intellektuellen Klima auf, das man als linksliberal bezeichnen könnte und das seit 1919 in der DDP – der liberalen »Professorenpartei« der jungen Demokratie – eine institutionalisierte Heimstatt fand. Dass die Schriftstellerei etwas ganz besonders wichtiges war, neben den anderen Künsten, für die der Vater beruflich zuständig war, das vermittelte die Familie also schon dem Vorschulkind, und zwar Mutter und Vater gleichermaßen, die sich in solchen Dingen sehr einig wussten.

Ein wichtiges Datum für die Familie war das Jahr 1923, als Felix zehn Jahre alt wurde – dies und alles Folgende sei hier zumindest so weit vorweggenommen, dass gewisse große Entwicklungslinien und Schwellensituationen knapp benannt und vorweggenommen werden sollen. Obwohl die Inflation das tägliche

Leben immer schwieriger werden ließ, gelang es Gustav in diesem Jahr, Nachfolger des scheidenden Wichert zu werden, der nach Frankfurt ging, wo die Bewegung ›Das Neue Frankfurt‹ für Furore sorgte, insbesondere auf dem Gebiet neuer Architektur. Die sehr erfolgreiche Ausstellung dieses Jahres ›Der Genius im Kinde‹ war noch Wicherts Idee gewesen – die Durchführung blieb, wie meist, Angelegenheit des kleinen Kreises der Mitarbeiter der Kunsthalle. Gustav veröffentlichte zum Thema ein Buch, dessen zweite Auflage sogar Walter Benjamin sehr beachtlich fand. Natürlich war Gustav, der mehrfach über kunstpädagogische Fragen publizierte, von Anfang an auf die Kinderzeichnungen von Felix, Geno und in geringerem Maß von Michael gespannt und stolz; Zeichnungen und Briefe seiner Kinder zu sammeln, behielt er sein Leben lang bei. Er hielt die beiden älteren Kinder zurecht für begabt, überschätzte ihre künstlerische Ader vielleicht eher, hielt sie aber nicht für Genies im herkömmlichen Sinn. Es ist typisch für ihn und erklärt vielleicht auch Benjamins großes Lob für Hartlaub, dass er meinte, in jedem Kind stecke ein Genie, man müsse es nur fördern, und wenn es nicht gefördert werde, werde diese natürliche Veranlagung eines jeden verdorren; die bürgerliche Gesellschaft mit ihren Sachzwängen würde das Talent der Kinder gleichsam absorbieren, wenn man nicht fördere, fordere und Anreize schaffe. Die entsprechende Genius-Ausstellung stand aufgrund dieser produktionsästhetischen Grundidee von Anfang an in Zusammenhang mit kunstpädagogischen Bestrebungen. Zeichnungen seiner eigenen Kinder hat Gustav in der zweiten Auflage von ›Der Genius im Kinde‹ veröffentlicht. Der zehnjährige Felix genoss die damit verbundene Aufmerksamkeit auf seine ›Werke‹ ganz ungeniert, schon deswegen, weil er damit seine Schulkameraden beeindrucken konnte, aber auch, weil ihm die Nachahmung des erklärenden Tons seines Vaters so viel Spaß machte, dass er sich schon früh in der Kunst des Parodierens – der übertreibenden Wiedergabe fremder Rede zum Zweck ihrer Delegitimation – übte (was die Eltern wiederum sehr erheiterte: auch Gustav, der jederzeit Beweise eines Talents lobte, auch wenn sie sich gegen ihn selbst richteten!). In den beiden städtischen Schulen, also der Volksschule und dem humanistischen Gymnasium, die Felix durchlief, war das Kreative hingegen nicht sehr angesehen – und: Latein war sein Fach nicht, und noch weniger dasjenige seiner Geschwister, wie sich später zeigen sollte, wobei insbesondere das Nesthäkchen Michael den Theorien seines Vaters nicht entsprach und sich in zu vielen Schulfächern als zu wenig talentiert erwies. Hätte Gustav Hartlaub seine Kinder für kleine Genies im herkömmlichen Sinn gehalten, hätten die Noten der drei ihn jedenfalls eines besseren belehrt. Ein Schulwechsel von der städtischen Schule in eine privat geführte Reformschule, wo die Förderung auf die individuelle Begabung Rücksicht nehmen würde, sollte für Abhilfe schaffen: zunächst im Fall von Felix, der die Odenwaldschule in Oberhambach ab 1928 aufsuchen durfte, und nach dem Abitur von Felix im Jahr 1932 auch von Geno und Michael.

Dass die Expressionisten schon vor 1920 ihr Pathos verbraucht hatten und die seitherige tagesaktuelle Kunst genau im entgegengesetzten Sinn den neuen Anforderungen der sich ausdifferenzierenden republikanischen Gesellschaft

durch Versachlichung entgegenkommen wollte, war ein Grundgedanke, den Gustav seiner erfolgreichsten Ausstellung »Die Neue Sachlichkeit« zugrundelegte. Mannheim wurde darüber zu jenem Ort und er jener Mann, der dieser neusachlichen Kunst den Namen gegeben hatte, und so erwarb Gustav sich nicht nur den Ruf, sondern auch den entsprechenden Habitus im Auftreten, einer der innovativsten Ausstellungsmacher und Museumsmänner der neuen Zeit der Republik zu sein. Den forschenden Schritt hatte er von seinem Vater, der einst ein Oldenburger Dragoner gewesen war, den Habitus als Rhetor hatte er sich selbst angeeignet. Seine nähere Bekanntschaft mit Reichskunstwart Edwin Redslob, den er noch aus Bremen kannte, tat ein übriges. Und so kam es, dass, als das Bauhaus 1925 wegen Anfeindungen der erstarkenden politischen Rechten Weimar verlassen musste, verblüffenderweise Mannheim nach Frankfurt die erste Wahl der Bauhausleute – insbesondere von Laszlo Moholy-Nagy, der damals Walter Gropius vertrat – gewesen wäre. Gustav Hartlaub hatte dieses Vorhaben vermittelt, aus Anlass seiner neuen Ausstellung »Typen neuer Baukunst«, da er auf diese Weise zunächst mit Walter Gropius und dann mit dessen damaligem Stellvertreter Moholy-Nagy in Kontakt gekommen war. Doch die Mannheimer Stadtväter und Stadtbaumeister sahen in der entscheidenden Sitzung im Mannheimer Rathaus nicht ein, die eigentlich erst nach einem solchen Umzug auf die Stadt zukommenden Kosten für den Lehrbetrieb zu tragen, ganz abgesehen davon, dass man für die künftigen Stadterweiterungen Mannheims andere, letztlich konservativere Konzepte der Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Freiflächen verfolgte und das Bauhaus, das eher für innovative Ideen als für ausgeführte Bauten von nachhaltiger Haltbarkeit berühmt war, daher ablehnte. Immerhin rissen die Verbindungen zwischen Hartlaub und dem Bauhaus auch dann nicht ab, als das Bauhaus in Dessau saß, und sie beschränkten sich auch nicht auf die Einladung zur großen Eröffnungsfeier in Dessau. Im Städtischen Gymnasium Mannheims, wo sich die Leistungen von Felix in dieser Zeit verschlechterten, ohne dass eine Versetzung in die nächste Jahrgangsstufe gefährdet gewesen wäre, war Felix in dieser Zeit zwischen 1925 und 1928 wohl »der Sohn« des Kunsthallendirektors: Er stand, weil die betreffende Klientel Mannheims dann doch wieder überschaubar war, sicherlich im Schatten seines Vaters, den allmählich wirklich jeder kannte.

Auch der überregionale Ruf Gustavs wuchs über solchen Verhandlungen, Ankäufen und Ausstellungen, zumal das Label »Neue Sachlichkeit« auch von der Literatur und Philosophie der damaligen Zeit beansprucht wurde. 1926 belegte eine Neuhängung des Kunsthallenbestands, den Gustav wie sein Vorgänger weiterhin durch gute Ankäufe bereicherte, jedem Besucher, wie offen der Kunsthistoriker G. F. Hartlaub in eine jederzeit sich ändernde Zukunft hinein dachte; er war nie an praxisfernem Schubladendenken oder am Festhalten an Altem und Bewährtem interessiert, wenngleich er kein Neuerer um jeden Preis war und künstlerische Qualität dem kühnen Experiment insbesondere bei Erwerbungen fürs eigene Haus vorzog. Als man in New York ebenfalls ein Museum für zeitgenössische Kunst errichten wollte, die dort naturgemäß sehr neusachlich war,

war Alfred Barr jr. schnell so weit, hinter Hartlaub persönlich zurücktreten zu wollen, den er seit seinem Besuch der Mannheimer Kunsthalle für den besten Mann für das MOMA hielt. Wäre die fünfköpfige Familie Hartlaub damals in die Neue Welt gegangen, wäre Gustav Hartlaub die Entlassung aus Amt und Würden durch die Nazis erspart geblieben, Geno hätte vermutlich studieren können, Michael wäre nicht in die Jugendorganisationen der NSDAP eingegliedert worden und Felix hätte sehr wahrscheinlich das Jahr 1945 überlebt, da er gar nicht erst Wehrmachtsoldat geworden wäre, also auch niemals ins Führerhauptquartier geraten wäre. Schwer, sich vorzustellen, ob die damit verbundenen Hoffnungen und Enttäuschungen innerhalb der Familie offen diskutiert wurden, oder ob die Eltern Hartlaub das, wie das damals eigentlich aller Reformpädagogik zum Trotz gängiger war, allein unter sich diskutierten.

1933, als die Nazis an die Macht kamen, Felix zwanzig Jahre alt und Félicie bereits seit drei Jahren tot war, gab es die Option ›Exil‹ für den Familienvater Gustav, der sich aus diesem Grund notgedrungen nach nur einem Trauerjahr neu verheiratet hatte, nicht mehr: ein Gang ins Exil kam nicht infrage, da es für ihn als Vater dreier noch nicht volljähriger Kinder (damals erlangte man die Volljährigkeit mit 21 Jahren), dessen berufliche Tätigkeit all die Jahre über kommunal gebunden gewesen war, keinerlei Verdienstmöglichkeiten gab, auch nicht als Kunstschriftsteller. Die junge Praktikantin Erika Schellenberg, die er 1931 heiratete und die ab jetzt unter dem Rufnamen ›Eri‹ für die Erziehung der pubertierenden Kinder zuständig war, war – das kann man kaum anders sagen – vor allem die Tochter eines Bankiers, der im Vorstand der Rheinischen Hypothekbank saß und finanziell so vermögend war, dass die Villa in der vornehmen Mannheimer Oststadt bald schon mit einem fashionablen Swimmingpool ausgestattet war, ganz abgesehen von dem Einfamilienhaus im fast schon multikulturell anmutenden Stadtteil Lindenhof, das Gustav und Erika 1931 – mitten in der Weltwirtschaftskrise – sicherlich gleichfalls nur dank einer Finanzspritze des Schwiegervaters, Rudolf Schellenberg, erwerben konnten. ›Carolahausen‹ nannten die jederzeit spottlustigen Hartlaubkinder hingegen die Schellenberg-Villa in der Carolastraße 5, nachdem ihr Vater ab September 1933 hier in der Oststadt, in unmittelbarer Nachbarschaft der herrschaftlichen Villa Lanz, untergekröchen war, dort gewissermaßen ›hauste‹ und sein Gnadenbrot weitgehend von den monatlichen Zuwendungen seines Schwiegervaters bestreiten musste.

Der Tod der Mutter im Jahr 1930 war für den siebzehnjährigen Felix – wie auch für Geno und Michael – eines der einschneidendsten Erlebnisse seines Lebens, wie in diesem Buch näher gezeigt werden wird. Als Ältester der drei Geschwister durfte Felix schon seit 1928 die nicht allzu weit von Mannheim an der hessischen Bergstraße gelegene, privat geführte Odenwaldschule aufsuchen, bis er 1932 das Abitur machte; mehreren Kindern gleichzeitig den Besuch dieser ganzheitlich fördernden, familienintern ›OSO‹ genannten Reformschule zu ermöglichen, war für die Familie schon in den guten Jahren der Weimarer Republik zwischen 1924 und 1929, als Gustav immerhin städtischer Beamter und Direktor einer allmählich international bekannt werdenden Kunsthalle

war, aus finanziellen Gründen nicht machbar. Die Weltwirtschaftskrise verschlimmerte ab 1930 auch in diesem Punkt einiges, ganz abgesehen von den beruflichen Konsequenzen für Gustav Hartlaub, die sich daraus ergaben, dass spektakuläre Ankäufe bedeutender Kunstwerke im Auftrag der Stadt Mannheim angesichts der leeren Kassen jetzt nicht mehr getätigt und durch die städtischen Ausschüsse gebracht werden konnten. Nicht einmal halbwegs kostenaufwendige Ausstellungen in der Kunsthalle ließen sich jetzt noch realisieren, wie Gustav sie vor 1930 teils bestimmten ikonographischen Themen, die für die Moderne ein Erkenntnispotential besaßen, oder noch lieber einzelnen großen Künstlern der Moderne gewidmet hatte: zum Beispiel dem mit ihm exakt gleichaltrigen Max Beckmann, dem Gustav schon über dessen künstlerische Krise am Ende des Ersten Weltkrieges mit gutem Rat hinweggeholfen hatte. Dennoch oder gerade deswegen gab es mehrfache Querverbindungen zwischen der Odenwaldschule und den Kunstaktivitäten Gustavs in Mannheim, die ab Ende 1929 die Not zur Tugend erhoben und z. B. die Kopie in der Kunst und die Kunst als Kopie zum Thema wählten. Doch der unerwartbare, jähe Tod der Mutter im Jahr 1930 – zwei Jahre vor Felix Abitur – war für alle Familienmitglieder eine Katastrophe, die die allgemeine Verschlechterung des politisch-ökonomischen Klimas in dieser Spätphase der Weimarer Republik aus Sicht der entsetzten Familie weit in den Schatten stellte, und so insbesondere auch im Fall von Felix, der diesen Tod besonders bewusst erlebte, ihn jedoch eben deswegen nicht verarbeiten konnte und längere Zeit wie versteinert wirkte. Knapp zwei Jahre lang war Felix, der bis 1928 am humanistischen Gymnasium in Mannheim nicht sonderlich gut aufgehoben gewesen war, in der sogenannten ›OSO‹ regelrecht aufgeblüht und hatte sogar, seine unleugbar große Schüchternheit in diesem Punkt überwindend, erste Freundinnen gefunden. Dann traf ihn die furchtbare Nachricht, als er sich in Straßburg in einem Schüleraustausch mit den Söhnen von Maurice Halbwachs befand und bei dem berühmten Soziologen wohnte. Die ›OSO-Zeit‹ danach stand unter einem anderen Stern.

In dieser Zeit der weltanschaulich-politischen Krisen, in der vor allem auch Geno sich an den strengen Werten der dritten Generation des George-Kreises orientierte, nachdem ein junger Mann ihr seine Schwärmerei für Stefan George nahe gebracht hatte – der ›Meister‹ starb ja 1933 – geriet auch Felix vorübergehend unter den Einfluss zahlreicher Menschen, die von George fasziniert waren, gerade, weil sie ihres Judentums wegen nach 1933 Italien als Exilland gewählt hatten: Italien, wo auch Felix zwei Auslandssemester verbrachte. Ein Georgeaner, wie seine Schwester Geno, wurde er jedoch nie: Im Studium, insbesondere in Berlin, distanzierte Felix sich nachdrücklich von der Geschichtsauffassung Georges und seiner Schüler, die radikal antidemokratisch ausfiel, und er fand sogar in den Gedichten des Meisters, an denen Kritik zu üben im George-Kreis völlig undenkbar war, zu viel »Rezept«, also Kunsthandwerk. Die Erinnerung an die letzte Zeit in der OSO imprägnierte ihn geradezu dagegen, sich dem Erwähltheitsgefühl dieser späten Jünger Georges anzuschließen, wiewohl er unter ihnen jetzt die meisten seiner Freunde fand; hatte er doch als Schulpoet weitaus experimentel-

lere Formen des Modernismus erprobt, eine von echtem Verständnis getragene Zuneigung zur westeuropäischen Zivilisation entwickelt – und sich unter seinen Schulkameradinnen ausgerechnet in die angehende Künstlerin Kathinka van Rood aus den traditionell antiautoritär eingestellten Niederlanden verliebt, die seine erste, allerdings nicht die große Liebe seines Lebens wurde. Dass ihm der selbsternannte Georganer Werner Meyer, sein ihm eigentlich wirklich wichtiger Mentor und Lehrer, um diese junge Frau Konkurrenz zu machen begonnen und dieser Schülerin einen Heiratsantrag gemacht hatte, verzieh er Meyer, bei aller weiterhin gepflegten Korrespondenz, letztlich nie, und vielleicht sah er seither auch das elitäre Getue um George in einem schillernderem Licht: Gerade das Gefühl der eigenen Erwähltheit barg offenbar das Risiko in sich, sich dem Gemeinsten auszuliefern. Eine Diagnose, die, wenn sie sich in etwa in dieser Art bei ihm eingestellt haben sollte, durchaus auch im Bereich des Politischen eine Bestätigung gefunden haben könnte, denn nach 1933 zählten nicht wenige der Gelehrten aus diesem Kreis zu den Nutznießern der ersten Stunde der nationalen Revolution: Viele von ihnen besetzten die frei werdenden Lehrstühle, die alle jüdischen oder »jüdisch versippten« Gelehrten räumen mussten.

Bis zu seiner Amtsentlassung war Gustav wohl der Ansicht gewesen, die eigene Familie sei arisch; jedenfalls war ihm, als engagiertem Freimaurer und Rotarier der ersten Stunde, die Frage nach der Konfession nie wichtig gewesen. Als er 1933 nicht der Rasse wegen, sondern aus politischen Gründen aus Amt und Würden gejagt wurde (»Kulturbolschewismus«, hieß das Schlagwort, mit dem man seine Öffentlichkeitswirkung innerhalb der »Systemzeit« brandmarkte), stellte er genealogische Nachforschungen an, bei denen er sich jedoch bald tunlichst auf die eigene Vorfahrenlinie der Hartlaubs beschränkte; denn, wie insbesondere die staatliche Nötigung, Fragebögen beim Studienbeginn von Felix in Mannheim und Heidelberg ausfüllen zu müssen, zutage brachte, gab es sie eben doch, die befürchteten jüdischen Ahnen, allerdings nur unter den Vorfahren der ja bereits verstorbenen Félicie: Sowohl Heymann Meyer als auch seine Frau, die bekanntere Johanna Bartenstein, waren Ende des 18. Jahrhunderts als Juden zur Welt gekommen. Doch wenngleich schon diese beiden – nach der Geburt ihres Sohnes August übrigens ihre Ehe auflösenden – Vorfahren zum Protestantismus konvertiert waren und wenngleich dies so lange her war, dass damals Kaiser Napoléon I. noch lebte, stellte sich urplötzlich aufgrund des perfiden Biologismus der nationalsozialistischen Rassegesetze heraus, dass Felix, Geno und Michael in jedem Fall nachweislich »Achteljuden« waren. Hätte sich nun auch noch nachweisen lassen, dass eine bestimmte weitere Ahnin namens Donna Felicia Robert (verheiratete August Meyer), deren Herkunft schlechterdings nicht belegbar war (weil sie in New Orleans geboren, französischstämmig, doch spanischsprechend war und in Mexico mit dem Ruf verstarb, als Kreolin der dortigen Oberschicht angehört zu haben), gleichfalls als »Volljüdin« zur Welt gekommen wäre, dann wären alle Kinder Félicie Hartlaubs den Rassegesetzen des »Dritten Reichs« zufolge als »Vierteljuden« eingestuft worden. Zwar brauchte man für ein Studium, wie es Felix zunächst in Mannheim begann, und dann – nach einem fast ein-

jährigen Italienaufenthalt – in Heidelberg und Berlin fortsetzte, keinen ›großen Ariernachweis‹, wie er auch 1935 und später eigentlich nur für Anwärter auf einen Erbpachthof verbindlich vorgeschrieben wurde (da diese Zielgruppe als künftige Kolonisatoren und Lebensraum-Erwirtschaftler in besonderer Weise für die Reinhaltung von Blut und Boden im Sinn der Nazis von Interesse war) – doch wer konnte zu Beginn des ›Dritten Reiches‹ schon wissen, wie weit die Nazis in ihrer sogenannten ›Rassegesetzgebung‹ noch gehen würden, die sich jedenfalls bis 1935 und dann wieder ab 1936 von Jahr zu Jahr verschärfte (wenn das Wort ›Gesetzgebung‹ in einem Regime, das auf die Einhaltung von niedergeschriebenen Gesetzen so gut wie nichts gab und alle Gesetzgebung dem Wort des Führers unterordnete, überhaupt zutrifft). Die Angst vor solchen Nachforschungen bzw. das Bestreben, ihnen aus dem Weg zu gehen, gegebenenfalls sogar auf ein möglicherweise karriereeröffnendes Staatsexamen zu verzichten und es lieber bei der Promotion als Studienabschluss zu belassen, spricht jedenfalls aus vielen Briefen von Felix, und fast noch mehr aus denen seines jederzeit um ihn und seine beiden Geschwister besorgten Vaters, der darauf drängte, dass Felix auch unter diesen, ihm widerwärtigen Umständen seinen Weg finden und eine Karriere in einem tunlichst akademischen Beruf machen würde. Doch wird es einer künftigen Biographie Gustav Friedrich Hartlaubs vorbehalten bleiben müssen, der Frage der Ahnen wie auch der intellektuellen Biographie dieses so bemerkenswerten Kunsthistorikers in den Umbrüchen der Jahre 1890, 1914, 1918, 1933 und 1945 nachzugehen, dessen eigenwillige, gewiss nicht nur liebenswürdige, doch starke Persönlichkeit als das vielleicht wichtigste Komplement zu den Lebensläufen seiner Kinder anzusehen ist.

2. Mannheimer Kindheiten in der Weimarer Republik

2.1 Erziehungsmaximen und Einschulungen

Über die ersten Schuljahre Felix Hartlaubs weiß man weitaus mehr, als die wenigen bisherigen Biographien und Biobibliographien zu erkennen geben¹. Aus dem Familientagebuch geht hervor, dass die Eltern ihren Erstgeborenen am 16. September 1919 zunächst in das private Erziehungsinstitut Müller gaben, da ihnen die politischen und sozialen Unruhen in Mannheim noch zu gegenwärtig waren, um das Risiko eines längeren Schulwegs der Kinder einzugehen. Es waren nur acht bis zehn Kinder, die bei Frau Müller vor allem Lesen und Schreiben lernten. Vielleicht wollte die Familie Hartlaub auch ein wenig abwarten, wie die neue einheitliche Volksschule, in der die noch im Kaiserreich übliche Trennung zwischen Bürgerschule und Volksschule aufgehoben worden war, sich in pädagogischer Hinsicht durchsetzen würde². Der kleine Felix besuchte die einheitliche ›Volksschule Mannheim‹ jedenfalls erst ab der dritten Klasse, in die er zu Beginn des Schuljahrs 1921/22 aufgenommen wurde – seine Schwester Geno folgte ihm ein Jahr später, im Schuljahr 1922/23³. Der Unterricht erfolgte damals in den Anfangsklassen noch nach Geschlechtern getrennt, die Mädchen besuchten reine Mädchenklassen. Eine Koedukation gab es in der Volksschule also noch nicht, in den höheren Schulen hingegen sehr wohl. Seit 1900 waren in Mannheim an allen höheren Schulen Mädchen zugelassen, so dass sich unter den Schulabgängerinnen von 1908 die ersten Abiturientinnen befanden⁴. Mannheim war in dieser Hinsicht eine relativ fortschrittliche Stadt; so gab es hier seit den Tagen des Kaiserreichs eine einheitliche erweiterte Volksschule, in der Hilfsklassen, Wiederholungs- und Abschlussklassen lernschwächere oder sozial benachteiligte Kinder individuell zu fördern versuchten, so weit dies im bescheidenen Rahmen der damaligen Bedingungen eben möglich war⁵.

Weit war der tägliche Schulweg der beiden Kinder nicht, die in den Sommermonaten der beiden Vorjahre – Felix in Bad Tölz bei Marie Rassow, Geno in Bremen bei ihrer Großmutter Helene – ohnehin bereits recht selbständig geworden

1 Vgl. *Wiedemann*, Felix Hartlaub; *Schäfer*, Die nichtfaschistische Literatur, S. 445 f.; *Schütz*, Dichter, S. 113–117; *Marose*, Felix Hartlaub; *Herweg*, Im Schatten des Vaters; *Weichelt*, Das kurze Leben; *Bormuth*, Exil, S. 84–111. Zahlreiche ältere Arbeiten sind bibliographiert bei: *Marose*, Felix Hartlaub, S. 207–211. Aus kontextualisierender literaturwissenschaftlicher Sicht vgl. *Denkler*, Verlorene Generation; *Kiesel*, Finstere Zeiten, S. 164.

2 Vgl. *Lindemann*, Mannheim im Kaiserreich, S. 127.

3 Vgl. Geno Hartlaubs Zeugnisheft der Volksschule Mannheim; DLA Marbach, A:Hartlaub, Geno, 07.13.448.

4 Vgl. *Lindemann*, Mannheim im Kaiserreich, S. 68.

5 Vgl. ebd., S. 65 f.

waren und sich neue Wege gut merken konnten: Von der Richard-Wagner-Straße aus waren es etwa fünf Fußminuten bis zur noch heute bestehenden Pestalozzi-Volksschule: »ein neues grosses Gebäude am Ende unserer Strasse, mit schönen luftigen Klassenräumen und breiten hellen Korridoren«⁶, notierte Félicie im Tagebuch. Ob es überhaupt notwendig war, dass eines der wechselnden Kindermädchen, an die Geno sich sehr viel später so lebhaft erinnern sollte, die Kinder morgens zur Schule begleitete, ist nicht ganz sicher, doch zumindestens für die allererste Zeit wahrscheinlich, denn auf der Straßen Mannheims war seit Kriegsende noch immer nicht jene Ruhe eingekehrt, die aus Sicht der bürgerlichen Familie die nötige Sekurität für die Kinder versprochen hätte. Aus den beiden Jahren, die Felix nun noch in dieser Schule zubrachte, hat sich eine kleine Zahl von Zeichnungen erhalten, die tatsächlich belegen, was seine Mutter im »Eselsbuch« – so der Name der Familientagebücher – über ihn notierte: er habe eine für ein »Grundschulkind« (wie wir heute sagen würden) ungewöhnlich genaue Beobachtungsgabe und ein echtes Zeichentalent. Noch positiver schilderte Félicie ihrer Freundin Marie Rassow, wie es Felix und Geno in der Volksschule erging und wie sie sich entwickelten. Aus dem letzten Schuljahr vor dem Übertritt an eine weiterführende Schule stammt folgender Bericht an ihre Freundin in Bad Tölz:

»Felix ist in diesem Winter leider wieder recht anfällig, was Grippe und Erkältungen anbetrifft. Geistig ist er unglaublich empfänglich u. angeregt, führt Theaterstücke auf, zeichnet viel, liest sehr gern (übrigens jetzt gerade mit Begeisterung Ihr Oberon-Büchlein) u. behält alles. In der Schule kommt er sehr gut voran, wird auch wohl die Aufnahmeprüfung für's Gymnasium ohne Angst u. Mühe bestehen u. wird also zu Ostern Sextaner! Geno kommt immer mehr aus sich heraus, hat manchmal kleine dionysische Extasen u. tanzt, singt u. improvisiert dann mit einem gewissen Pathos. Sie ist entschieden recht musikalisch und hat ein süßes Stimmchen. In der Schule ist sie fleissig u. ehrgeizig u. scheint in ihrer Klasse ganz tonangebende Person zu sein. Michael wird etwas vernünftiger, hat aber noch manchmal heftige Wutanfälle. Er ist ein goldiger Kerl, immer lustig, originell und garnicht dumm, aber geistig noch unentwickelt, das Kind wie es im Buche steht, unendlich erfrischend. Da wir in diesem Winter wenig Geselligkeit mitmachen (alles ist natürlich still und bedrückt), beschäftige ich mich viel mit den Kindern u. habe unendliche Freude u. Bereicherung dadurch. Lixchen schickt viele Grüsse; Tölz ist ihm sehr gegenwärtig u. neulich hat er mehrere nette Zeichnungen gemacht vom Weg auf den Blomberg, vom Blick von der Veranda, etc«⁷.

Schon, dass die Eltern ungemein viele diese frühen Zeichnungen, Briefchen, Zettelchen aufhoben, spricht dafür, wie bemüht sie waren, bei der Erziehung

6 DLA Marbach, A:Hartlaub, 93. 17. 169, Eselsbuch II, [unpaginiert].

7 Félicie Hartlaub, an Marie Rassow, Mhm., 22. Februar 1923; zit. n. dem handschriftlichen Exzerptbuch aus den Briefen Félicie Hartlaubs, das Marie Rassow nach dem Tod ihrer Freundin anfertigte, um es deren Kindern schenken zu können; DLA Marbach, A:Hartlaub, 15. 92. 27, S. 26–28.

ihrer drei Kinder nicht die gleichen Fehler zu machen, die ihre eigenen Eltern begangen hatten⁸. Der Gymnasiast Gustav Hartlaub zum Beispiel hatte früher, im Bremen der späten Kaiserzeit, seine opernbegeisterten Mutter Helene oft zu Hause am Klavier begleiten müssen, wenn sie sang und sich als verhinderte Primadonna (so die wieder einmal maliziöse Erinnerung Geno Hartlaubs⁹) anheimmeln lassen wollte. Helene Hartlaub, geborene Wüste, brauchte ihren Sohn, den jungen Gustav Hartlaub, also als Zeugen *ihrer* Kunst. Sieht man, wie dieser selbe Mensch als Erwachsener fast alles aufhob, was seine eigenen Kinder produzierten, und zwar nicht nur von Felix (der tatsächlich am besten zeichnete), dann mag man kaum dem Bild glauben, das Geno Hartlaub später von ihm zu zeichnen begann und das sich bei Geno Hartlaubs Biographin Christina Burck wiederfindet: er sei ein extrem egoistischer, nur an seine Arbeit denkender, seine Tochter in einem der typischen Konflikte sogar vor die Wohnungstüre sperrender, sie also immer wieder einmal aus der Familie symbolisch ausgrenzender Tyrann gewesen, der sie stets nur »auf die Grenzen ihrer Entfaltungsmöglichkeiten hingewiesen und damit in ihrer Entwicklung gehemmt«¹⁰ habe. Félicie und Gustav Hartlaub befolgten vielmehr gemeinsam die Erziehungsmaxime, Kinder von schädlichen Einflüssen möglichst fernzuhalten, sie zwar nicht von der gegenwärtigen Welt zu isolieren, doch vor den allenthalben fühlbaren Nachwirkungen des Ersten Weltkrieges im zivilen Leben zu schützen, um sie folglich im umhorte-ten Bezirk des intimen Familienlebens umso besser beobachten und sie je nach ihren Anlagen fördern und – je nach Alter – zum Selbständigwerden anleiten zu können. Leidenschaftliche Anhänger der Reformpädagogik, die in dieser Zeit durchaus seltsame Auswüchse zeitigte, waren sie jedoch nicht, es reichte ja auch eigentlich, Jean-Jacques Rousseaus pädagogischen Roman »Emile« genau gelesen zu haben, um sich so zu verhalten wie sie es taten.

Ein Nebenprodukt dieser Erziehungsmaximen war, möglichst viel von dem aufzuheben, was die Kinder produzierten, weil sich in diesen kindlichen Hervorbringungen ihre Persönlichkeiten verrieten und ihr Werden sich dokumentierte – Grund dafür, dass die Archive noch heute über so ungeheuer reiches Material zur Geschichte der Familie verfügen. Auf vier engbeschriebenen Seiten

8 Christina Burck zeichnet ein zu negatives Bild Gustav und Félicie Hartlaubs als Eltern. Sie tut dies z. B., weil sich in den Eselsbüchern, wie Burck beobachtet, »an keiner Stelle« ein Bericht finde, »mit welchen Mitteln sie und ihr Mann versuchten, Geno und ihre Geschwister zu erziehen«. Vgl. *Burck*, Schreiben als Selbstfindung, S. 37. Einen solchen Bericht von einem Familientagebuch zu erwarten, in dem von Zeit zu Zeit über die Entwicklung der Kinder berichtet wird, geht fehl. Immerhin handelt es sich bei den Eselsbüchern nicht um eine pädagogische Handreichung für andere, sondern um ein familieninternes Erinnerungsbuch. Negativ insbesondere über Gustav Friedrich Hartlaub: *Marose*, Felix Hartlaub, S. 24f.; *Herweg*, Im Schatten des Vaters, S. 74. Als »wichtigste Bezugsperson überhaupt« schätzt ihn hingegen ein: *Tausch*, Italien als Reflexionsraum, S. 34; ähnlich: *Weichelt*, Das kurze Leben, S. 64.

9 Vgl. *Geno Hartlaub*, Sprung über den Schatten, S. 40f.

10 *Burck*, Schreiben als Selbstfindung, S. 58.